

Prof. Dr. Okko Herlyn

HOFFNUNG FEIERN WIR

Bibelarbeit über Hebräer 10, 19-25

Zu den wenigen Schallplatten, die ich mir während meiner Studentenzeit leisten konnte, gehörte eine des damals sehr populären Liedermachers Franz Josef Degenhardt. Auf dieser Platte befand sich ein Lied, das den Sonntag in einer deutschen Kleinstadt beschrieb. Darin hieß es:

„Da treten sie zum Kirchengang an,
Familienleittiere voran,
Hütchen, Schühchen, Täschchen passend,
ihre Männer unterfassend,
die sie heimlich vorwärts schieben,
weil die gern zu Hause blieben.
Und dann kommen sie zurück
mit dem gleichen bösen Blick.“

Moment mal. Da muss man doch gleich mal nachfragen: „Und dann kommen sie zurück mit dem gleichen bösen Blick.“ Was ist das denn für ein grauenhaftes Bild, das wir da als Christen nach außen hin abgeben? Die Gottesdienstbesucher: eine Ansammlung von Spießern und Muckern, zwanghaft auf Äußerlichkeiten achtend – „Hütchen, Schühchen, Täschchen passend“. Und der Gottesdienst selbst: eine offenbar eher trostlose Veranstaltung, die die Teilnehmer „mit dem gleichen bösen Blick“ kommen und gehen lässt.

Selbst wenn wir einmal in Rechnung stellen, dass ein kritischer Liedermacher natürlich alles Recht dieser Welt hat, die Dinge auch einmal ein wenig überscharf wahrzunehmen und auch einmal ein wenig überspitzt darzustellen, werden wir uns doch zumindest einmal die Frage gefallen lassen, ob unser Gottesdienst wirklich die große Hoffnung ausstrahlt, von der er doch künden soll. Und ob uns als den aus dem Gottesdienst kommenden Christen wirklich die große Freude anzumerken ist, die doch, wie es die Engel in der Weihnachtsgeschichte behauptet, „allem Volk widerfahren“ soll.

Wir wollen dieser Frage mit Hilfe eines biblischen Textes nachgehen, den wir im Hebräerbrief finden. Um es gleich vorweg zu sagen: Es ist ein Text, der auf den ersten Blick sehr fremd, altertümlich und schwer verständlich erscheint.

Und man könnte leicht versucht sein, ihn aus diesem Grunde rasch beiseite zu legen. Aber das könnte ein Fehler sein. Es könnte ja sein, dass es uns mit diesem Text so ergeht wie mit einem fremden Land. Auch das erschließen wir uns ja nicht ohne Mühe. Da hat man vielleicht einen längeren Anfahrtsweg. Da versteht man die andere Sprache kaum. Da erscheinen einem viele Sitten und Gebräuche ungewohnt. Doch manche Urlaubsfahrt in ferne Gefilde lehrt uns auch: Wenn man sich – vielleicht auch mit etwas Mühe – auf etwas Fremdes wirklich einlässt, kann man dafür am Ende sehr belohnt werden, weil man um viele Eindrücke und Erfahrungen, die man sonst nicht gemacht hätte, schlichtweg *reicher* geworden ist. Und so mag es uns vielleicht auch mit diesem Text aus dem Hebräerbrief ergehen. Ich lese Hebräer 10, 19-25:

19 Weil wir denn nun, liebe Brüder, durch das Blut Jesu die Freiheit haben zum Eingang in das Heiligtum, 20 den er uns aufgetan hat als neuen und lebendigen Weg durch den Vorhang, das ist: durch das Opfer seines Leibes, 21 und haben einen Hohenpriester über das Haus Gottes,

22 so lasst uns hinzutreten mit wahrhaftigem Herzen in vollkommenem Glauben, besprengt in unsern Herzen und los von dem bösen Gewissen und gewaschen am Leib mit reinem Wasser.

23 Lasst uns festhalten an dem Bekenntnis der Hoffnung und nicht wanken; denn er ist treu, der sie verheißen hat;

24 und lasst uns aufeinander Acht haben und uns anreizen zur Liebe und zu guten Werken 25 und nicht verlassen unsre Versammlungen, wie einige zu tun pflegen, sondern einander ermahnen, und das umso mehr, als ihr seht, dass sich der Tag naht.

Merkwürdig dunkel und schwer verständlich blicken uns die Worte dieses Textes auf den ersten Augenschein an. Von „Blut“ und „Opfer“ ist da die Rede, von einem „Heiligtum“ und einem „Vorhang“, von einem „Hohenpriester“, von „besprengen“ und „waschen“ und einem geheimnisvollen „Tag“, der sich angeblich „naht“. Nicht dass es uns am Ende so ergeht, wie den Menschen in Franz Josef Degenhardts Lied, dass uns die heutige Bibelarbeit wenn nicht mit dem gleichen „bösen“, so doch mit dem gleichen *ratlosen* Blick kommen und gehen lässt. Doch wie der Text uns auffordert, unsere Versammlungen nicht zu schnell zu verlassen, so wollen auch wir nicht zu schnell vor dem, was uns fremd und unverständlich erscheint, zurückweichen.

Wir wollen es tun in vier kleinen Annäherungen, die den vier kleinen Unterabschnitten unseres Textes entsprechen. Annäherung soll heißen: Wir

versuchen zunächst einmal zu verstehen, was der Text von sich aus sagen will. Dazu muss vielleicht das eine oder andere ein wenig erklärt werden. Und wenn wir meinen, es einigermaßen verstanden zu haben, wollen wir jeweils auch der Frage nachgehen, was das alles für uns und vor allem für unseren Gottesdienst bedeuten könnte.

Erster Abschnitt:

19 Weil wir denn nun, liebe Brüder, durch das Blut Jesu die Freiheit haben zum Eingang in das Heiligtum, 20 den er uns aufgetan hat als neuen und lebendigen Weg durch den Vorhang, das ist: durch das Opfer seines Leibes, 21 und haben einen Hohenpriester über das Haus Gottes ...

Das sind nun nicht nur sehr fremde *Wörter*, sondern es ist auch eine sehr fremde *Welt*, die uns hier begegnet. Um es gleich beim Namen zu nennen, es ist die Welt des alten *Israel*. Der Hebräerbrief – sein Name deutet es bereits an – richtet sich an eine Leserschaft, der die Glaubensvorstellungen des Judentums zumindest vertraut sind. Ob diese Leserschaft selbst aus Juden bestand oder nicht, müssen wir dahingestellt sein lassen. Jedenfalls bedient sich unser Text einiger Worte, die nur auf dem Hintergrund der damaligen jüdischen Glaubenswelt verständlich sind.

Da sticht zunächst einmal das Wort „*Heiligtum*“ hervor. Gemeint ist wohl der Tempel in Jerusalem, auch wenn dieser zur Zeit der Abfassung des Hebräerbriefes, nämlich etwa um das Jahr 80 n. Chr. herum, bereits in Trümmern lag. Für den frommen Juden steht „*Heiligtum*“ bzw. „*Tempel*“ generell für die unbedingte *Gegenwart Gottes*. Ein wichtiger Gegenstand im Tempel war nun seit alters her der „*Vorhang*“. Auch er wird in unserem Text erwähnt. Er war dazu da, das Innere des Tempels, also das „*Allerheiligste*“ vom übrigen Tempel abzutrennen. So symbolisierte er die Grenze zwischen Himmel und Erde, zwischen dem Bereich Gottes und dem Bereich des Menschen. Dahinter steht die uralte Glaubenserkenntnis: Du, Mensch, bist nicht Gott. Du bist auf Erden und Gott ist im Himmel. Er ist der Schöpfer, du nur sein Geschöpf. Sei froh, dass es so ist. Wir haben in unserer Welt schon genug kleine und große Mächtigergötter, die meinen, über anderer Leute Leben bestimmen, sie gar niederhalten und ausnutzen zu können. Der Vorhang im Tempel markiert hier eine wohltuende Grenze. In alter Zeit war der Zutritt durch den Vorhang zum Allerheiligsten im Übrigen auch nur dem Hohepriester erlaubt, und zwar einmal im Jahr am großen Versöhnungstag. So weit, so gut.

Doch so sinnvoll die strikte Unterscheidung zwischen Gott und Mensch auch ist, sie kann auch ihre *problematische* Seite haben. Dann nämlich, wenn uns durch solch einen „*Vorhang*“ jeglicher Zugang zu Gott erschwert oder gar verwehrt erscheint. Auch das kennen wir: das Gefühl, dass Gott so groß, so erhaben, so

weit weg ist, dass er scheinbar gar keinen Blick mehr für mich kleinen Erdenbürger mit all seinen Sorgen und Nöten zu haben scheint. Gott im Himmel, ich auf der Erde – das könnte am Ende sogar auf eine schlanke Arbeitsteilung hinauslaufen: Lieber Gott, gut, dass du so weit weg bist. Da weiß ich mich wenigstens unbehelligt und kann die Dinge des Lebens so gestalten, wie es mir gerade in den Kram passt.

Alles Unsinn, sagt nun der Hebräerbrief auf seine Weise. Der Vorhang ist „aufgetan“. Der Eingang zum Allerheiligsten, also zu Gott selbst ist freigelegt und für jedermann zugänglich. Um die Hände zu falten, brauchst du keinen Hohepriester, keinen Pastor oder sonst wie heiligen Menschen als Vermittler. Jesus Christus selbst hat, wie es im Text heißt, durch sein „Blut“ bzw. „durch das Opfer seines Leibes“ den Vorhang geöffnet. Wir erinnern uns vielleicht an die Geschichte von Kreuzigung Jesu, wo es heißt, dass in der Stunde seines Todes „der Vorhang im Tempel in zwei Stücke zerriss von oben an bis unten aus“ (Matthäus 27, 51).

Ein gewaltiges Bild! In der Matthäuspassion von Johann Sebastian Bach rauscht an dieser Stelle das gesamte Orchester in einer aberwitzigen chromatischen Tonfolge von oben nach unten. Ja, es hat etwas Gewaltiges, wenn der unendliche Unterschied zwischen Gott und Mensch mit einem Mal durchbrochen wird und wir wissen dürfen: Gott, der Große und Erhabene, will es auch mit mir kleinem Menschen zu tun haben. Gewiss, Gott bleibt der Große und Erhabene. Er wird nun nicht einfach zum Kumpel. Aber *in* seiner Größe und Erhabenheit kommt er mir nun *nahe*. Da braucht es dann außer Christus selbst keinen „Hohepriester“, keinen Mittler, keinen Fürsprecher oder gar Stellvertreter mehr.

Es waren die Reformatoren, die uns an dieser Stelle immer wieder eingeschärft haben: Du Christenmensch stehst *unmittelbar* vor deinem Gott. Du darfst dich in allem, was dich bewegt, direkt an ihn wenden. Du darfst auch ihn, Gott, unmittelbar zu dir sprechen lassen. Niemand kann dich daran hindern, selber die Bibel aufzuschlagen und auf das zu hören, was Gott dir zu sagen hat. Sicher kann dir jemand, der es vielleicht gelernt hat, dabei ein wenig behilflich sein. Aber der Pastor oder die Pastorin stehen mit ihrem theologischen Wissen nicht zwischen Gott und dir. Sie haben in ihrem Amt keinen direkteren Draht zu Gott als du, auch wenn der Volksmund dir noch so oft nur des Status des bloßen „Bodenpersonals“ zuweist.

Wir halten für einen Moment inne und fragen, so wie wir es uns vorgenommen haben: Was bedeuten all diese Erkenntnisse aus dem ersten Abschnitt eigentlich für unseren *Gottesdienst*? Als evangelische Christen versammeln wir uns ja weder real noch symbolisch in irgendwelchen Tempeln oder Heiligtümern, sondern in schlichten Kirchen oder Gemeindehäusern, manchmal auch im Freien

oder privat in einem Hauskreis. Doch wenn wir den Verfasser des Hebräerbriefes richtig verstanden haben, geht es ihm auch gar nicht um irgendwelche heiligen Orte oder Gebäude, sondern schlicht um die *Gegenwart Gottes* – wo auch immer. „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen“, sagt Jesus (Matthäus 18, 20).

Die Frage muss nun zumindest erlaubt sein, ob die Formel „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes“, mit der wir den Gottesdienst beginnen, mehr ist als eine bloße liturgische Floskel. Ob unser Gottesdienst wirklich dazu angetan ist, *seinen* Namen zu ehren, statt unsere Eitelkeiten zu pflegen. Ob es in ihm wirklich dazu kommt, dass *sein* Wort unter uns laut wird und wir am Ende nicht mal wieder mit mancherlei Allerweltsweisheiten, mancherlei Nichtigkeiten und Banalitäten abgespeist werden, um derentwillen wir nicht die Mühe eines Gottesdienstbesuches auf uns hätten nehmen müssen. Ich jedenfalls kann mich an manch einen Ostergottesdienst erinnern, in dem mir mehr über aufsprießende Maiglöckchen als über den auferstandenen Christus mitgeteilt wurde.

Dass wir in Christus unmittelbaren Zugang zu Gott gefunden haben, heißt ja noch lange nicht, dass Gott zu einem Herrn Jedermann und sein Wort zu einer Binsenweisheit wird. Gerade, wenn wir Gott im Gottesdienst neu nahe kommen, erfahren wir sein Wort vielleicht umso fremder, umso unbequemer, umso aufrüttelnder. Die Menschen der Bibel erleben die unmittelbare Gegenwart Gottes in der Regel als eine tiefe *Erschütterung*. „Weh mir, ich vergehe!“ ruft Jesaja im Anblick Gottes aus (Jesaja 6, 8). Paulus fällt geblendet zu Boden (Apostelgeschichte 9, 4) und Maria bewegt wenigstens „alle diese Worte in ihrem Herzen“ (Lukas 2, 19). Wann sind wir eigentlich das letzte Mal erschüttert, in heilsamer Weise beunruhigt oder wenigstens bewegt aus einem Gottesdienst nach Hause gegangen?

Zweiter Abschnitt:

... 22 so lasst uns hinzutreten mit wahrhaftigem Herzen in vollkommenem Glauben, besprengt in unsern Herzen und los von dem bösen Gewissen und gewaschen am Leib mit reinem Wasser.

„So lasst uns hinzutreten“ – das hatten wir doch schon einmal so ähnlich, als von „Eingang“ und „Weg durch den Vorhang“ die Rede war. Doch eine nicht ganz kleine Kleinigkeit ist nun doch neu. Wurde der Zugang zur Gegenwart Gottes im ersten Abschnitt nur erst einmal als eine neue, durch Christus ermöglichte *Möglichkeit* beschrieben, so tritt nun mit einem Mal eine *Aufforderung* auf den Plan: „Lasst uns hinzutreten!“ Nachdem das Entscheidende zur Gegenwart Gottes gesagt ist, wendet sich nun der Blick des Textes *uns* zu. Nun sind *wir* gefragt. Nun ist es an uns, ob wir der neuen

Möglichkeit, Gott zu begegnen, Folge leisten oder nicht. Nun gilt es, die Botschaft des ersten Abschnitts in die Tat umzusetzen.

Doch wer gedacht hätte, nun würde es endlich, wenigstens, was die Worte angeht, ein wenig geschmeidiger zugehen, sieht sich bald enttäuscht. Wieder begegnen uns irgendwie fremd und sperrig erscheinende Ausdrücke: „besprengt in unsern Herzen“, „los von dem bösen Gewissen“, „gewaschen am Leib mit reinem Wasser“. Hintergrund ist auch hier wieder die alte jüdische Glaubenswelt. Im Alten Testament wird verschiedentlich davon berichtet, wie der Priester durch Besprengen seiner Kleider mit dem Blut eines Opfertieres und durch rituelle Waschungen zum Dienst am Altar geweiht wird. Der Hebräerbrief greift nun diesen Vorgang auf und bezieht ihn – ebenfalls bildlich – auf *uns*. *Wir* sind nun gewissermaßen die „Priester“. Das erscheint nun wiederum logisch. Denn wenn wir, wie es der erste Abschnitt deutlich gemacht hat, alle unmittelbaren Zugang zu Gott haben, dann sind wir eben auch alle im übertragenen Sinne „Priester“, also Menschen, die mit ihrem eigenen Herzen und Gewissen für ihren Glauben und ihren Dienst an Gott und den Mitmenschen eintreten.

Die Reformatoren haben aus dieser Erkenntnis ihre berühmte Parole vom „Priestertum aller Gläubigen“ abgeleitet und entsprechende Konsequenzen gezogen, etwa die Ermöglichung der eigenen Bibellektüre, die Förderung des Gemeindegesangs und nicht zuletzt auch die Aufwertung verantwortlichen beruflichen Tuns im Alltag der Welt als ein Ausdruck gelebten Glaubens. „Ein Knecht im Stall“, sagt Luther, „wie der Knabe in der Schule dienen Gott. Wenn so die Magd und die Herrin fromm sind, so heißt das Gott gedient. So wären alle Häuser voll Gottesdienst, und aus unsern Häusern würden eitel Kirchen, weil dort Gott gedient würde.“

Wiederum halten wir für einen Moment inne und fragen, was solch eine Erkenntnis nun noch einmal speziell für den *Gottesdienst* bedeutet. Zunächst einmal schlicht: Der Pastor ist kein Priester im hergebrachten Sinne, also kein Mittler, kein Fürsprecher, keine geistlich irgendwie höher, also Gott näher stehende Amtsperson. Er ist einer von uns. Wir alle stehen in gleicher Weise unmittelbar vor Gott. Wir alle sind in den Dienst des Glaubens und des Gewissens gerufen. Wenn unsere Kirche nun dennoch Pastoren und Pastorinnen in besonderer Weise in den Dienst der Verkündigung beruft, dann nicht, um sie religiös höher zu stufen, sondern um sie *stellvertretend für uns alle* ihren Dienst tun zu lassen. Es geht bei der Ordination eines Pastors oder einer Pastorin also mehr um eine praktische Arbeitsteilung und nicht – wie fälschlich oft angenommen – um eine Art evangelische „Priesterweihe“.

Und doch hat auch diese Arbeitsteilung ihre deutliche Schattenseite. Sie lautet: Wenn der Pastor oder die Pastorin zum Dienst an der Verkündigung berufen

sind, dann brauche ich mich ja nicht mehr um den Gottesdienst zu kümmern. Wie oft hören wir: „Frau Pastor, machen Sie das man. Sie können das doch besser.“ So als habe die Pastorin eine kürzere Verbindung zu Gott. Und vielleicht fühlt sich Frau Pastor durch solche Äußerungen sogar geschmeichelt. Richtig ist es dennoch nicht. Wenn die biblische Erkenntnis vom „Priestertum aller Gläubigen“ gilt, sind wir – auch was den Gottesdienst angeht – sehr wohl angehalten zu überlegen, wo wir *alle* mit unseren Gaben und Fähigkeiten den Gottesdienst mitgestalten und bereichern können.

Dafür gibt es ja bereits viele ermutigende und hoffnungsvolle Beispiele: Gemeindeglieder, die ein Gebet selbst vorbereiten oder einen biblischen Text eindrücklich lesen. Frauen und Männer, die mit eigenen Fragen und Erfahrungen die Auslegung des Evangeliums konkretisieren und vertiefen. Kinder und Jugendliche, die mit einem Anspiel einen biblischen Text veranschaulichen. Kirchen- und Gospelchöre, Orgelspieler und moderne Bands, die den Gottesdienst musikalisch bereichern. Menschen, die sich zusammen mit dem Pastor vor einem Gottesdienst Gedanken über den Predigttext machen. Andere, die sich nach einem Gottesdienst noch zum gemeinsamen Gespräch über die Predigt zusammenfinden. Und, und, und. Allesamt überaus hoffnungsvolle Zeichen, die in die richtige Richtung weisen. Sage doch bitte keiner: „Herr Pastor, machen Sie das man. Sie können das doch besser.“

Dritter Abschnitt:

23 Lasst uns festhalten an dem Bekenntnis der Hoffnung und nicht wanken; denn er ist treu, der sie verheißen hat;

Nun endlich spricht unser Text auch für unsere Ohren einmal ohne fremde oder sperrige Formulierungen. Was nicht heißt, dass wir uns seine Worte nicht auch in Ruhe klarmachen müssen. Vom „Bekenntnis der *Hoffnung*“ ist die Rede, von einem „Verheißen“ und das alles – hier nehmen wir den letzten Satz aus dem anschließenden Abschnitt vorweg – „umso mehr, als ihr seht, dass sich der Tag naht“. Was ist gemeint?

Fangen wir hinten an. „Dass sich der Tag naht“ ist eine Formulierung, die wir so oder ähnlich häufiger in der Bibel finden. Die Propheten des Alten Testaments beispielsweise sprechen immer wieder vom „Tag des Herrn“. Sie geben damit der Hoffnung Ausdruck, dass Gott selbst einmal in die Geschehnisse seines Volkes eingreifen und die Dinge zum Besseren wenden wird. Im Neuen Testament bekommt diese Erwartung dann noch einmal ein neues Gesicht. Es ist das Antlitz des gekreuzigten und auferstandenen Jesus Christus, der den Seinen verheißt, einmal in Herrlichkeit wieder zu kommen und alles, was jetzt noch falsch, ungerecht und böse ist, zurechtbringen wird. So wie wir das ja aus

unserem Glaubensbekenntnis kennen: „Von dort wird er kommen, zu richten die Lebenden und die Toten.“

Das ist das „Bekenntnis der Hoffnung“, wie es unser Text nennt: Wir als Gemeinde leben nicht einfach ins Blaue hinein. Unsere Welt und so auch mein kleines Leben haben ein Ziel, ein Wohin, eine von Gott selbst verheißene Zukunft, nämlich Gottes neue Welt am Ende aller Tage, wo – so einer der letzten Worte der Bibel – Gott „abwischen wird alle Tränen von ihren Augen, und der Tod nicht mehr sein wird, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz“ (Offenbarung 21, 4). Jesus Christus ist mit seiner Auferstehung von den Toten selbst für diese Hoffnung eingetreten. Und wenn wir im Glaubensbekenntnis uns zur „Auferstehung der Toten“ bekennen, dann meinen wir damit nicht, dass der liebe Gott uns gefälligst ein Plätzchen im Himmel zu reservieren habe, weil wir doch auf Erden so anständig gelebt haben. Wir bekennen uns vielmehr dazu, dass Gott seiner Erde, von der es einmal hieß, „und siehe, sie war gut“, *treu* bleibt, indem er „einen neuen Himmel und eine neue Erde“ (Jesaja 65, 17; Offenbarung 21, 1) schaffen wird. Und dass wir, weil wir an den Auferstandenen glauben, in ganz unverdienter Weise dazugehören dürfen. Das ist die Hoffnung des Glaubens. Und der christliche Gottesdienst ist der Ort, vielleicht noch der einzig verbliebene Ort auf dieser Welt, wo solch eine Hoffnung überhaupt laut wird.

Man kann das alles gering achten. Man kann generell solche Verheißungen ins Reich der Träume, die angeblich nicht mehr als Schäume sind, verbannen. Man kann, etwa mit Altkanzler Helmut Schmidt, demjenigen, der Visionen hat, empfehlen, doch besser zum Arzt zu gehen. Man kann gewiss behaupten, dass die Verhältnisse nun einmal so sind, wie sie sind, und „du schon gar nichts dran ändern kannst“. Man kann auch die angeblich „alternativlosen“ Sachzwänge zu neuen Götzen erklären, die keinen Widerspruch dulden. Kann man gewiss alles.

Doch die Hoffnung des Glaubens sieht anders aus. „I have a dream“, rief Martin Luther King und legte deshalb gerade nicht die Hände in den Schoß, sondern gründete eine Bürgerbewegung, die Geschichte schrieb. Die Hoffnung des Glaubens nimmt die Verhältnisse, so wie sie sind, gerade *nicht* hin. Sondern gerade *weil* sie um „einen neuen Himmel und eine neue Erde“ weiß, beginnt sie schon jetzt, an den Verhältnissen zu arbeiten. Was sonst, wenn nicht der christliche Gottesdienst, ist dazu der erste entscheidende Impuls?

Letzter Abschnitt:

24 und lasst uns aufeinander Acht haben und uns anreizen zur Liebe und zu guten Werken 25 und nicht verlassen unsre Versammlungen, wie einige zu tun pflegen, sondern einander ermahnen, und das umso mehr, als ihr seht, dass sich der Tag naht.

Es ist kein Zufall, dass unser Text nun selber auch wörtlich auf den *Gottesdienst* zu sprechen kommt. Er nennt ihn „unsre Versammlungen“. Diese Formulierung wirft ein wichtiges Licht auf das neutestamentliche Verständnis von Gottesdienst. Er ist schlicht eine *Versammlung*, eine Zusammenkunft von Menschen, die auf das Wort Gottes hören, miteinander singen und beten, Taufe und Abendmahl halten und versuchen, untereinander Gemeinschaft zu üben und sich im Alltag der Welt gegen jedermann freundlich zu verhalten. Für den Hebräerbrief ist also der Gottesdienst keine kultische Handlung, kein priesterlich oder auch nur pastoral dominiertes Geschehen, keine abgeschottete fromme Wagenburg, kein religiöser Insider-Zirkel. „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind“ – das reicht für eine Anstiftung zur Hoffnung, die die Hände gerade nicht in den Schoß legt, sondern sich neu und aktiv auf den Weg macht.

Unser Text nennt hier nun mehrere Beispiele: „aufeinander Acht haben“, „anreizen zur Liebe und zu guten Werken“, die Versammlungen „nicht zu verlassen“ und „einander ermahnen“. Es fällt auf, dass das allesamt Aktivitäten sind, die auf *Gemeinschaft* zielen. Hoffnungsvolles Christsein geht nicht ohne den anderen. Wie oft hört man die stroherne Richtigkeit: „Beten kann ich auch zu Hause.“ Ja, wer wollte es bestreiten: Gewiss kann ich auch zu Hause beten. Und gut, wenn ich es tatsächlich auch tue. Aber wenn solch eine Richtigkeit nur dazu dient, meinen Gottesdienstboykott zu rechtfertigen, kann ich mich zumindest auf den Hebräerbrief nicht berufen.

Er mahnt vielmehr, „die Versammlungen *nicht* zu verlassen“, weil er weiß, dass der, der sich mit der Hoffnung auf „einen neuen Himmel und eine neue Erde“ auf den Weg macht, dies grundsätzlich nicht allein kann. Weil er weiß, dass man auf solch einem Weg wahrhaftig auch oft genug verzagen kann und deshalb des Trostes und der Ermahnung durch den Mitbruder und die Mitschwester bedarf. Christen sind ja keine besseren oder heldenhafteren Menschen als andere, sondern sie wissen – vielleicht sogar noch genauer und ehrlicher als andere – um ihre eigene Schwachheit, um ihre eigene Verzagtheit und Angefochtenheit. Und weil sie das alles vor Gott und den Brüdern und Schwestern im Glauben nicht kaschieren müssen, deshalb brauchen sie einander. Deshalb sind sie auf dem Weg der Hoffnung, der im Gottesdienst seinen Anfang nimmt, grundsätzlich *gemeinsam* unterwegs. Wir wären doch mit dem religiösen Klammerbeutel gepudert, wollten wir mutwillig auf solche eine verheißungsvolle Perspektive verzichten. Deshalb die nicht nur gut gemeinte, sondern die wirklich gute und sinnvolle Mahnung, „die Versammlungen nicht zu verlassen“.

Nun werden wir allerdings nicht übersehen dürfen, dass *dennoch* viele Menschen – und es sind in den letzten Jahren nicht weniger geworden – „unsre Versammlungen verlassen“, also dem gemeindlichen Gottesdienst fern bleiben.

Wir werden schlecht daran tun, wenn wir diese Tatsache einfach ignorieren oder mit dem Hinweis, sie könnten doch kommen, wenn sie nur wollten, abtun würden. Die Frage muss doch erlaubt sein, ob es nicht vielleicht auch *nachvollziehbare* Gründe gibt, wenn Menschen den Gottesdienst meiden. Könnte es nicht sein, dass unsere Gottesdienste hier und da gar nicht solch eine hoffnungsvolle Ausstrahlung haben, wie es uns der Hebräerbrief nahelegt? Könnte es nicht sein, dass manches in unseren Gottesdiensten wenig dazu angetan ist, wenigstens einladend zu wirken, wenigstens neugierig zu machen, geschweige denn, zu Hoffnung und neuem Aufbruch anzustiften? Man könnte doch über vieles im Gottesdienst auch einmal *kritisch* nachdenken: über die dort gepflegte Kirchensprache, über die Art der Musik und der Lieder, über den immer gleichen Ablauf der Liturgie, über die Gebete, über Inhalt und Form der Predigt, auch über die Eitelkeit von Predigerinnen und Predigern, über aktuelle Bezüge zu den Problemen des Alltags, über das Verhalten der Gottesdienstteilnehmer, auch über Möglichkeiten ihrer Beteiligung, über Sitzordnung und Raumgestaltung, über Anfangszeiten und Länge. Und, und, und. Wenn ich unseren Text richtig verstanden habe, so reicht es nicht, nur zu *behaupten*, dass wir im Gottesdienst Hoffnung feiern. Da muss sich womöglich manches ändern, damit die schöne Parole „Hoffnung feiern wir“ nicht eine bloße fromme Ideologie bleibt. –

„Hoffnung haben wir“, so lautet unser Kirchentagsmotto. Richtig! Denn das ist in der Tat eine der grundlegenden Botschaften unseres Glaubens. Und nun will – so wie es das Programm in einladender Weise vorsieht – solch eine Hoffnung auf vielfältige Weise „gesucht“, „geschenkt“, „gebraucht“, „gestaltet“, „gelebt“ und eben auch im Gottesdienst „gefeiert“ werden. Herzlichen Glückwunsch, liebe Gemeinde, kann man da nur sagen. Herzlichen Glückwunsch, dass in eurer Mitte noch die Hoffnung des Glaubens wach gehalten wird. Herzlichen Glückwunsch, dass es unter euch noch solch eine günstige Gelegenheit gibt. Eine Gelegenheit sich klarzumachen, dass es in der Welt auch noch anders zugehen kann als anderswo.

Und dann könnte es sein, dass die Menschen, die – mit Franz Josef Degenhardt zu sprechen – „zum Kirchengang antreten“, am Ende gar nicht „mit dem gleichen bösen“, sondern mit einem *anderen* Blick zurückkommen. Mit einem fröhlichen, freundlichen und durch und durch hoffnungsvollen. Und dass sie, weil sie die Welt, den Alltag und die vielen kleinen und großen Probleme jetzt eben mit einem anderen Blick ansehen, dann eben auch nicht mehr bereit sind, irgendetwas hinzunehmen, nur weil irgendwelche angeblich unabänderlichen Verhältnisse das ihnen abverlangen.

Danke, lieber Hebräerbrief, möchte man da doch spontan ausrufen. Danke für diese im wörtlichen Sinne „bewegende“, also in Bewegung bringende Botschaft.

Du sprichst zwar hier und da eine etwas gewöhnungsbedürftige Sprache. Aber das, *was* du uns zur Hoffnung des Glaubens zu sagen hast, das hat es wahrhaftig in sich. Ich will mich sputen, es unter die Leute zu bringen. Denn du weißt ja: „Der Tag naht.“

Amen